Feuilleton.

Der Schein.

Roman von

Doris Freiin v. Spättgen.

(Fortsetzung.)

Sie war das einzige Kind eines Obersten von Buchenau, ein liebreizendes Mädchen und ganz besonderer Liebling einer an demselben Orte lebenden, reichen, alten Tante gewesen. Allgemein wurde behauptet, Helene von Buchenau würde einen nicht unbeträchtlichen Theil von deren Vermögen erben, was die Eltern der jungen Dame vielleicht als fait accompli angenommen hätten, wenn nicht ein ziemlich schwerwiegender Umstand diesen Wünschen im Wege gelegen hätte. Das alte Fräulein besaß nämlich noch einen Neffen, den Sohn ihres Bruders, der ihr dem Verwandtschaftsgrade bei weitem näher stand als Helene und der sich früher sehr in die Gunst der Tante einzuschmeicheln verstanden hatte. Somit schwankte die Wagschale zwischen den beiden jugendlichen Menschen.

Mochten indeß nun doch vielleicht Gerüchte über seinen leichtfertigen Lebenswandel ans Ohr des bejahrten Fräuleins gedrungen sein, kurz, sie erklärte Helene eines Tages freimüthig, daß sie den Neffen enterbt und ein Codicill zu Gunsten der Nichte angefertigt habe. Helene von Buchenau galt somit bald als glänzende Partie und war von Freiern umringt. Sie verheirathete sich auch nicht lange darauf mit dem vermögenslosen Assessor von Thalheim, in der Hoffnung, daß die Güte und Fürsorge der ihr so freundschaftlich gesinnten alten Verwandten ihr und dem geliebten Gatten die Lebenspfade ebnen würde.

Aber, o Tücke eines hinterlistigen Geschickes! Nachdem bei dem jungen Paare mehrere Kinder geboren und die ältesten, Zwillinge, das neunte Jahr erreicht hatten, starb das hochbetagte Fräulein, ohne daß sich irgend eine Zeile von ihrer Hand zu Gunsten der Nichte vorfand. Dagegen trat ein vor langen Jahren verfaßtes Testament in Kraft, wonach Max von Buchenau die ganze Erbschaft zufiel.

Dieser Schlag traf das junge Ehepaar wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und Frau von Thalheim hatte dieses Mißgeschick auch niemals so recht überwunden. Sie kränkelte mehr und mehr, bis sie im Alter von kaum 40 Jahren ihre irdische Laufbahn beschloß.

Zwar unterließ ihr Gatte, der spätere Regierungsrath von Thalheim, es keineswegs, diese dunkle Sache zu untersuchen; indeß alles blieb ohne Erfolg. Hatte es vielleicht nur in der Absicht der alten Dame gelegen, das frühere Testament umzustoßen und zu Gunsten ihrer Nichte ein Codicill zu machen? Oder lag hier ein Schurkenstreich vor? Niemand vermochte das Räthsel zu lösen. — Der ziemlich verlotterte und in der guten Gesellschaft als mauvais sujet geltende Max von Buchenau lachte sich ins Fäustchen und strich schmunzelnd die hübsche Erbschaft ein. Allein auch dieser günstige Umschwung seiner pekuniären Lage vermochte die früher gegen ihn gefaßten Vorurtheile nicht zu besiegen. Man mied ihn fortan offenkundig, sodaß sein Heimathsort ihm sehr bald verleidet wurde.

Nach einigen Monaten verbreitete sich die Nachricht, Max sei nach Rußland ausgewandert, somit war die ganze Erbschaftsangelegenheit bald vergessen und wurde, so gut es ging, von den Thalheims auch verschmerzt.

Die Freude an seinen blühenden Kindern gewährte dem Regierungsrath auch hinreichend Ersatz für alle herben Enttäuschungen und bald war seine Lieblingsredensart in der Familie sprichwörtlich geworden:

„Kinder, es gehört nicht immer viel Geld dazu, um glücklich zu sein!"

Nochmals aber zogen trübe Wolken über die Häupter der anspruchslos Glücklichen.

Die liebenswürdige Nora war ungeachtet ihrer Mittellosigkeit sehr gefeiert und stets von Verehrern umschwärmt worden. Besonders ein Kamerad ihres Bruders brachte dem reizenden Mädchen in einem Grade seine Huldigungen dar, daß ernste Absichten auf ihre Hand sich nicht mehr verkennen ließen. Graf Nauheimb galt zwar als etwas leichtfertige Natur und dem Spiel nicht abhold, aber da seine Vermögensverhältnisse als äußerst glänzend gerühmt wurden und Nora ihn leidenschaftlich liebte, so wurden des vorsichtigen Vaters leise Bedenken rasch besiegt, und er konnte nicht anders als sich des Glückes seiner Kinder freuen.

Da — Graf Nauheimb hatte eine Urlaubsreise zu seinen Eltern nach Berlin angetreten — fiel ein Schreiben Tinos plötzlich wie eine verheerende Bombe unter die ahnungslos zufriedenen Menschen.

Der Bruder schrieb, Nauheimb habe sich verlobt und zwar mit der einzigen Tochter eines jüdischen Kommerzienrathes. Zugleich wäre etwas, was man bisher nur gemunkelt und schüchtern zu flüstern gewagt, klar zu Tage gekommen, nämlich die völlige Zerrüttung seines Vermögens. Man behauptete, daß er sich nur durch eine reiche Heirath vor dem Ruin zu retten vermocht habe. Selbstverständlich habe er seinen Abschied eingereicht.

Theilnehmende, aus dem Herzen kommende Worte schrieb Tino noch am Schluß dieses Briefes, aber wirkungslos prallte an Nora jedes Trosteswort ab. Sie brach völlig zusammen! Hatte sie doch den Glauben an die Menschheit verloren.

Darüber waren fünf Jahre hingezogen, und in der lieblichen, nun zur Jungfrau erblühten Schwester sah die Geprüfte die eigene, nach ihrer Ansicht längst entschwundene Jugend neu erstehen.

Aber ein grausames Schicksal hatte dem tapferen Mädchen abermals schwere Prüfungen auferlegt.

Es war am heiligen Abend gewesen. Wie ein sorgendes Mütterlein hatte Nora ihren Lieben die schon seit Wochen mit großer Heimlichkeit in Bereitschaft gehaltenen Gaben bescheert. Im traulichen Gemache brannte der Christbaum, der Vater war frischer und heiterer denn je — Tino durfte ja eine Woche auf Urlaub weilen, nichts fehlte zur glücklichen Weihnachtsfeier. Aber dennoch flogen Noras Blicke oft in bänglicher Unruhe nach dem geliebten Bruder hinüber. Der sonst so frohe, sorglose Ausdruck seines Antlitzes schien heute einer eigenthümlichen Düsterheit Platz gemacht zu haben, und seine Augen stierten meistens trübe sinnend auf einen Fleck. Für die mit Liebe gespendeten Geschenke hatte er kaum ein Wort. Was war vorgefallen? Gott Lob, der Vater merkte nichts davon. Aber nach dem Abendessen zog Nora den Bruder hastig in ihr Zimmer und bat ihn mit ihrer weichen, zu Herzen dringenden Stimme, sie doch seines Vertrauens zu würdigen und sein Herz zu erleichtern.

Trotzig und völlig unzugänglich für alles stand Tino eine Weile vor der Schwester, dann aber brach es plötzlich wie konvulsivisches Schluchzen aus seiner Brust, mit einem Wehlaut wankte er zum nächsten Stuhle und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Endlich kam es rückhaltlos wie eine das Gewissen entlastende Beichte über die Lippen des Fassungslosen!

Tino hatte Schulden! In einem an Wahnsinn grenzenden Rausche war er der Versuchung unterlegen und hatte gespielt — hoch gespielt! Dreitausend Thaler mußten binnen acht Tagen baar bezahlt werden!

Allmächtiger Gott! Das war ein Moment, wo selbst Nora, das starke Mädchen, ihre Kniee wanken fühlte. Sollte man dem Vater alles bekennen? Unmöglich! Er vermochte ja doch nicht zu helfen — wozu erst das zufriedene, glückliche Gemüth des alten Herrn beunruhigen? Nein, auf andere Weise muß Hülfe geschafft werden. Keine Klage, kein Wort des Vorwurfes kam über Noras Lippen, und grade das schnitt wie mit tausend Messern in Tinos Seele. Seine Carriere, seine Ehre — alles stand auf dem Spiel!

Mit sanften Worten sprach sie dem Bruder Muth zu und bat ihn dringend, sich ruhig zu Bett zu legen, sie wolle diese Nacht ernstlich überlegen und mit sich zu Rathe gehen.

Am nächsten Tage, gerade als die hellen Kirchenglocken den Weihnachtsmorgen einläuteten, enthüllte sie Tino ihren Plan.

Sie beabsichtigte, sich bei einem ihr als ehrenwerth bekannten Bankier diese Summe zu borgen. Als Unterpfand wollte sie der seligen Mutter Schmuck hinterlegen und sich verpflichten, das Geld ratenweise binnen zwei Jahren abzuzahlen. Nach Art der Jugend hatte Tino sich sofort hoffnungsfreudig an diesen Rettungsanker angeklammert. Erst nach einer Weile dachte er daran, wie die Schwester es eigentlich ermöglichen wollte, diese Schuld zu tilgen. Ja wie? — — —

(Fortsetzung folgt.)

Was ein Kölscher Jung vertragen kann. Er war noch Einjähriger, als der Krieg ausbrach, war schon beim ersten Sturm auf die Lütticher Forts am Mittwoch, 6. August, mit dabei und bekam im dichtesten Kugelregen eine Kugel nach der anderen. Gemerkt hat er davon nichts, bis er zusammenfiel. Befund: 1. Der Schulterschuß, der ihn kampfunfähig gemacht hat, 2. Schuß durch den Oberarm, 3. bis 5. zwei Kugeln durch den Oberschenkel, von denen eine sogar durch beide Oberschenkel gegangen ist, 6. Prellung am Unterarm, die Kugel ist an einem Knopf abgeprallt. Er galt sehr begreiflicher Weise zunächst als Schwerverwundeter und wurde anfangs in einem belgischen Privathause untergebracht, wo er bei der belgischen Familie — ein ehrenvoller Gegensatz zu belgischen Fanatikern — freundliche Aufnahme fand; als sich herausstellte, daß keine einzige Verletzung gefährlich war, wurde er nach Aachen transportirt und liegt jetzt im Hospital der Ursulinenschule bei guter Pflege und in bester Stimmung, wozu er allerdings reichlich Grund hat. — „Junge, hast du aber einen Dusel gehabt", meinte sehr richtig einer der Aerzte.

Vergiß nicht, daß Vorbeugen klüger ist als Schlimmes wieder gut machen. Das gilt besonders von Krankheiten. Beim ersten Symptom von Magenleiden „öffne die Schleußen, damit nicht die steigenden Gewässer das Land verwüsten." Oeffne sie mit dem bewährten Blutreinigungsmittel, St. Bernards Kräuterpillen. Mit Krankheiten ist's wie mit Bränden: im Entstehen soll man sie bekämpfen. Adressire P. Neustaedter & Co., Box 1216, New York City, um unentgeltlich eine Probe zu bekommen. Die St. Bernard Kräuter-Pillen sind in allen Apotheken zu haben. Preis 25 Cents.

Prinzgemahl.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Dieses seltsame Gespräch, von Frau Hollinde geführt wie eine flüchtige Tanzpausenunterhaltung, erregte ihn über alle Begriffe. Er wußte noch immer nicht, ob das Ernst sein sollte oder Scherz. Für einen pläsierlichen Zeitvertreib erschien ihm das Thema jedenfalls kaum geeignet. Lag ihm aber wirklich eine Art Abmachung zu Grunde, so schämte er sich für die junge Frau wegen der Unzartheit, die darin lag.

„Gnädige Frau — sind Sie sich ganz klar darüber, was in Ihren Worten enthalten ist?" fragte er stockend.

„Aber gewiß. Sie meinen: weil ich so ganz ungeschminkt zu Ihnen spreche? — Tja, moderne Menschen haben keine Zeit mehr, sentimental zu sein."

„Und an die Stelle der Empfindung soll die kühle Ueberlegung, die Berechnung treten?"

„Sehen Sie mich doch nicht gleich mit so garstigen Staatsanwaltaugen an. Berechnung — davon braucht nicht die Rede zu sein. Nein, eher im Gegentheil: der temperamentvolle Entschluß ist's, was zum Glück führt. Wagen, wagen, wagen, — nicht zaudern und fragen. Das Glück beim Schopf nehmen." Sie wippte sich auf den Fußspitzen leicht auf und nieder und sah ihn überlegen an; die Zigarette hielt sie beim Sprechen zwischen Zähnen.

„Sie ahnen gar nicht, was Sie in mir aufwühlen, gnädige Frau. Ich bin nicht so fischblütig, wie Sie annehmen. Vom ersten Tage an hab' ich Frau Christa ... Aber nein, das ist ja unmöglich ... so kann ich darüber gar nicht sprechen."

Sie schien sich über seine Verlegenheit herzlich zu amüsieren. „Warum denn nicht? Ich bin doch auch offen gewesen. Wissen Sie, daß Sie ganz einzig sind? Aber wirklich zu nett. Also beichten Sie mal ... mein Himmel, seien Sie mir doch dankbar. Sie müssen sich zunächst einmal vorstellen, daß Christel im letzten Jahr verblümt und unverblümt Heirathsanträge in Fülle gehabt hat. Erst vorige Woche wieder. Ich hab' ihr aber immer abgerathen. Meistens war's ja doch nur ihr Geld, was die anlockte. Und für so eine Ehe ist sie mir zu schade. Sie ist doch ein lieber Kerl, nicht? Nun, und ich weiß, daß sie für Sie ziemlich viel übrig hat. Da werden Sie nun bloß wieder verlegen ..."

Rudi von Schauffert hatte sich endlich in die kompakt zufassende Art der jungen Bankiersfrau hineingefunden. Tief athmete er auf. „Also gut. Ich will Ihnen ganz rückhaltlos sagen, was ich mir selber bisher nur so halb im Traum vorgestellt hab'. Gewiß, ich habe jede Gelegenheit gesucht, um mit Frau Christa zusammen zu sein — ich hab' auch schon hundertmal das Wort auf den Lippen gehabt, um ihr zu gestehen — sie zu bitten ..."

„Weiter, weiter" Wie garstig, jetzt abzubrechen! Nun wird's ja gerade hübsch!"

„Ich bracht's nicht übermich. Es ist da ein Hinderniß — Sie als vermögende Frau können das nicht verstehen — aber mir erschien es unüberwindlich."

Endlich verstand sie. „Was denn? Was denn? Etwa daß Christel reich ist?"

„Ja, daß sie reich ist, und daß ich arm bin."

„Himmel, sind Sie unmodern."

„Vielleicht nur stolz."

„Unglaublich. Das kann Sie auch nur einen Augenblick lang stören? Ja, in welchem Jahrhundert leben wir denn? Dann müßte Christel also warten, bis sich ein Millionär bietet? Den sie dann wahrscheinlich nicht ausstehen kann. Während sie mir offen zugegeben hat — ganz offen —, daß sie Ihnen ..."

„Warum zögern Sie jetzt?"

„... daß sie Ihnen böse ist!" vollendete sie.

„Böse?!"

„Ja. Weil Sie ihr noch mit keiner Silbe verrathen haben, daß sie in Ihrem Leben irgend etwas bedeuten könnte."

„Aber ich habe doch nur nicht den Muth gehabt!"

„Na, sehen Sie, und da wollen Sie noch widersprechen, wenn ich Ihnen Mangel an Feuer vorwerfe." Sie schleuderte den Rest ihres Papyros ins Gebüsch und griff in das Zigarettenkistchen. „So — und nun dürfen Sie mir zum Dank für meine Standpauke doch noch mit einem Streichholz aushelfen."

Er war so erregt, daß seine Finger zitterten. Sie bemerkte amüsiert, wie ungeschickt er sich beim Anzünden anstellte. Schließlich nahm sie ihm lachend die Schachtel aus den Händen und sagte: „So lange können wir uns hier nicht aufhalten. Gehen Sie. Suchen Sie Christel auf und sprechen Sie mit ihr. Es ist durchaus keine Zeit zu verlieren."

Und gehorsam ging er. Noch immer im Zweifel, ob er nicht doch nur das Opfer eines grausamen Scherzes wäre. In dem Gefühl, daß dem schönsten und feierlichsten Moment seines Lebens viel von seiner Zartheit geraubt worden war, — und doch voll zitternder Ungeduld.

* * *

Christa weilte nicht auf dem Tennisplatz bei den jüngeren Gästen, sie saß auch nicht auf der Veranda, wo Frau Kitty Hof hielt.

„Sie wollten doch die Orchideen sehen, Herr von Schauffert?" rief ihm Frau Kitty über den Rasenplatz mit ihrer immer etwas zu lauten Stimme zu. „Wir sind vor Tisch nicht mehr dazu gekommen. Christel zeigt sie gerade."

Es lag etwas in der Luft, was ihm den Athem versetzte. Eine peinliche, drückende Schwüle und Geschraubtheit war's. Alle Gesichter waren ihm einen Augenblick lang zugewandt gewesen — nun kehrten sie sich von ihm ab. Er konnte die Mienen nicht sehen, er konnte nicht hören, was Frau Kittys Gäste miteinander sprachen, — aber er war davon überzeugt, daß er das Thema bildete.

Er und Christel —!

Mechanisch hatte er den Weg zum Gewächshaus eingeschlagen. Durch die Glasscheiben sah er helle Gewänder und hörte Mädchenstimmen. Mieze Dornke und noch eine junge Berlinerin befanden sich mit der jungen Frau Rodrian in dem schmalen Gang des Treibhauses.

Er blieb stehen. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn mit einem Male. Ein Mißtrauen gegen die ganze Gesellschaft — ein Mißtrauen auch gegen Frau Christa.

Lag es nicht klar zutage, daß man hier eine abgekartete Komödie mit vertheilten Rollen spielte?

„O — Herr von Schauffert!" rief Mieze Dornke plötzlich und gab sich, indem sie Arm in Arm mit ihrer Freundin durch den Ausgang des Treibhauses schoß, den Anschein, als wäre sie über sein Auftauchen höchst überrascht. Ihre Begleiterin kreischte leicht auf, da sie ihn beinahe umgerannt hätte. Und Fräulein Dornke wandte zugleich lachend den Kopf zurück. „Christel — hier ist Herr von Schauffert! ... O, Sie müssen sich drinnen die wundervollen Blumen ansehen, Herr von Schauffert! Es ist großartig — ganz großartig! Nicht, Elli?"

Lebhaft bestätigte es die Freundin. Sie sahen ihn dabei neugierig an. Dann nahmen sie plötzlich — ganz unmotiviert — Reißaus. Und vom nächsten Gartenweg klang ihr Kichern zurück.

Christa hatte sich an einer großen Gloxynie zu schaffen gemacht, deren violette Glocken weit über den Gang überhingen, schien nun aber im Begriff, den beiden jungen Mädchen eilends zu folgen. Doch als Schauffert in die Thür trat, blieb sie unschlüssig stehen. Trotz der feuchten Treibhausschwüle, die in dem mit dick angelaufenen Glaswänden abgeschlossenen Raume herrschte, war sie auffallend blaß. Als ob sie fröre.

Sie trug wieder ein flottes, fußfreies Kleid von leichter, weißer Seide. Aber ihre ganze Erscheinung wirkte im Augenblick überaus unbehilflich, fast schutzbedürftig. Der grünliche Schimmer, den die Glaswände von den die Kuppel des Warmhauses erfüllenden Palmen zurückwarfen, huschte über ihr blasses Gesicht und ließ es unvortheilhaft aussehen. Ihre Wangen erschienen sehr schmal. Die Stefaniekrone ihrer schweren, rostrothen Flechten wirkte wie eine Last, die ihre feine, blasse Stirn neigte. Wie ein aufgescheuchter Vogel schien sie sich in dem dichten, tropischen Blattgewirr verbergen zu wollen.

Er betrachtete sie überrascht—folgte den Linien ihrer schlanken Gestalt, die von dem Blumenmeer der Chrysanthemen, dem Gefieder der Moose und des Tropäolum halbverdeckt ward.

Ihre Erscheinung hatte unbedingt etwas Rührendes. Der Groll, der sich in seinem Innern hatte regen wollen, schwand.

„Wie ich mich freue, daß ich Sie endlich finde!" Er sagte es halblaut, trotzdem das Treibhaus weit entfernt von der Veranda lag und kein Hörer mehr in der Nähe war.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthumsübertragungen

Anna Fosbick Ernst an Frank J. Jones, 55 bei 116 Fuß an der Südwestecke der McMillan Straße und Ingleside Platz. $1.

Paul P. Rover an Hyman Kohen, 19 Fuß an der Westseite der John Straße, 30 Fuß nördlich der Bauer Avenue. $1.

William M. Porter an Jennie D. Porter, 25 bei 106 Fuß an der Südseite der Richmond Str. $1.

Derselbe an dieselbe, 20 bei 100 Fuß an der Nordseite der Court Str., 150 westlich der John Str. $1.

Derselbe an dieselbe, 62 bei 180 Fuß in Sektion 16 in Columbia Township. $1.

Derselbe an dieselbe, 43 bei 100 Fuß an der Nordseite der Court Str., 170 Fuß westlich der John Str. $1.

Derselbe an dieselbe, 50 bei 100 Fuß an der Nordseite der 9. Straße, 145 Fuß östlich der Freeman Ave. $1.

Max Aronovitz an Louis Hoffmann, Theil der Lot 43 in Norwood Park erster Unterabtheilung. $1.

Louis Hoffmann an Max Aronovitz, Theil der Lot 43 in Norwood Park erster Unterabtheilung. $1.

Isabella C. Gowen an Theodore M. Penker, Lots 13, 14 und 15 in Chas. Andersons Unterabtheilung an Tacoma Ave. $1.

Anna Hackmann an Clemens Hackmann, 6.43 bei 150.91 Fuß an der Nordseite der Warsaw Pike, 1031.51 Fuß östlich von McKeon Ave. $1.

Clemens Hackmann an Marie L. Schmidt, 37.43 bei 150.91 Fuß an der Nordseite der Warsaw Pike 1062.51 Fuß westlich der McKeon Avenue. $1.

Geo. B. Cox und andere, Exekutoren, an Howard Douglas Brown, drei Jahre Pachtrecht auf Laden No. 3239 Jefferson Ave. Monatliche Miethe $25.

Charles E. Reid an Edward Rettig, Lot 819 in Bofinger und Hopkins vierter Unterabtheilung in Elmwood. $1.

William F. Wittmeyer an Julius Barkhau, 41½ Acker Land in Clough Creek in Anderson Township. $1.

Oakley Park Co. an William H. Bodell, Lot 89 in Unterabtheilung „A" in Oakley Park. $1.

James Watson an Walter M. Goodwin, Lot 80 in Woodlawn Unterabtheilung. $1.

Amanda Beiderman an Selma Vorherr, 32.85 bei 77.4 Fuß an der Nordseite der Powers Straße, 66.35 Fuß östlich der Caß Ave. $1700.

Elisabeth Rogers an Edward A. Hartman, Lot No. 1251 und 12½ Fuß der Lot No. 1250 in Lydia A. Drake's Unterabtheilung in Norwood. $1.

Augusta Adam an David Hummel Building Co., 22.37 bei 435 Fuß an der Westseite der Spring Grove Ave., 267,111 Fuß südlich von der Straight Straße. $3250.

William P. Wheeler an Melissa Spinner, 50 bei 140 Fuß an der Westseite der Oak Str. $1.

Derselbe an dieselbe, 50 bei 140 Fuß an der Oak Str., angrenzend an das obige, $1.

Edith H. Smith an Henrietta D. Schürmann, 25 bei 185 Fuß an der Westseite der Main Straße, 76 Fuß nördlich der Zweiten Str. $12,000.

J. H. Hugle an Bridget E. Quinke, Lot No. 899 in Bofinger und Hopkins vierter Unterabtheilung in Elmwood. $1.

Walter W. Clippinger an Rose Mann, 29.70 bei 147 Fuß an der Ostseite der Wetzel Ave., 118.80 Fuß nördlich der Elm Str. $1.

Henrietta D. Schuermann an die Schmitt Show Case Co., fünf Jahre Pachtrecht auf 25 bei 185 Fuß an der Westseite der Main Straße, 76 Fuß nördlich der Zweiten Straße. Jährliche Miethe $287.50 für das erste Jahr und Erhöhung der Miethe in den darauffolgenden Jahren mit Ankaufsprivilegium von $5750.

William E. Puckett an Lilla Fazzio, Lot No. 14 in Unterabtheilung „A" des John Tottens Eigenthums in East End. $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neue Hypotheken.

Jacob W. Koppenhöfer an West End B. und T. Co. $1500.

Alice Abraham an John C. Grote. $1050.

Hyman Kohen an Clinton L. und B. Co. $1200.

Florence A. Kiechler an Southern Ohio Savings Bank Co. $1500.

Susie E. McCall an Myers Y. Cooper. $785.

Louis Hoffmann an Brighton German Bank Co. $3500.

Michael Hotopp an Westwood Homestead Co. $1000.

Lillie R. Rabbs an Carthage S. und L. A. $2500.

Edward Rettig an dieselbe Körperschaft. $1700.

Philomena Weber an Southern Ohio Savings Bank Co. $1500.

William H. Bodell an Oakley Park Co. $2100.

E. R. Horne an dieselbe Körperschaft. $2100.

Katherine Bornberg an R. R. Masterman. $150.

Selma Vorherr an Schützen B. und L. Co. $800.

Max Palm an Milford Home Building Co. $2500.

Anna L. Derfus an William T. Nienaber. $125.

Rose Mann an Walter W. Clippinger. $3150.

Winirfed Herschede an Henry Heß. $1000.

Jos. P. McPhillips an Southern Ohio L. und T. Co. $400.

Magdalena Marqua an Helen Marqua. $1500.

Robert T. Stevenson an Glendale B. und L. A. $1500.

Robert Markley an German B. L. und S. A. Co. $300.

Lilla Fazzio an William E. Puckett. $1000.

Dieselbe an Delta L. A. Co. $1600.

Getilgte Hypotheken.

August Schutte an Glendale B. und L. A. Co. $1100.

Ida Broß an Provident Savings B. und T. Co. $1400.

Clemens Hackmann an Price Hill Eagle L. und B. Co. $4000.

Michael Hotopp an Liberty B. und S. Co. $1800.

Wm. F. Wittmeyer an Phillip P. Glazer. $3000.

Wm. Deutemeier an North Cincinnati L. und B. Co. $1000.

Katherine Bornberg an R. R. Masterson. $400.

(Chicago-Abendpost.)

Aus meinem Reisetagebuch.

Paris und die Dollarfliegen. — Erfahrungen eines witzigen amerikanischen Schriftstellers. — Warum der heilige Denis seinen Kopf mitnahm. — Was meinem Freund Oskar im Barbierladen widerfuhr.

Paris vor der Belagerung! Das übermüthige, lebenslustige Paris! Tausenden von Amerikanern wird das einen Stich ins Herz geben, zumal denen, die in diesem Sommer dort den Pariser Freudenbecher bis zur Neige zu leeren gedachten. Paris und die Amerikaner ist ein Kapitel für sich, das in Amerika selbst neuerdings eingehend erörtert wird. Die Ueberzeugung scheint sich endlich Bahn zu brechen, daß das Paris, das den Fremden gezeigt wird, ein riesiger Humbug ist. Es ist so eine Art Massen-Hypnose, wie die Gesundbeterei oder der Eugenismus und ähnliche Dinge, für die der Amerikaner empfänglicher zu sein scheint als jeder andere. Paris wirkt auf ihn wie das Licht auf die Motte. Warum, weiß er selber nicht. Alle seine Freunde gehen nach Paris, folglich geht er ebenfalls. Nach Europa gefahren und Paris nicht gesehen zu haben, wäre für ihn undenkbar. Man würde an seinem guten Geschmack zweifeln, wenn er ohne Paris zurückkäme. Dabei ist Paris im Sommer todter als todt und was man dem Amerikaner bietet, ist nichts als eine virtuos geübte Ausplünderung der Fremden in großem Stil — „Wholesale, you know!" Daher freut es mich um so mehr, daß neulich ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, Irvin Cobb, in der „Saturday Evening Post" seinen Landsleuten ein Licht über Paris als sommerlichen Tummelplatz aufgesteckt hat. Es ist das Witzigste und zugleich Treffendste, das ich mir vorstellen kann. Cobb schildert dieses Paris der Sommer-Reisenden (wohlverstanden nur dieses) als ein riesiges Spinnennest, in dem Monsieur Spider und Madame Spiderette auf die harmlose Dollarfliege lauern. Diese harmlose Dollarfliege wird in wahrhaft virtuoser Weise ausgesogen und läßt sich geduldig aussaugen. Das geschieht mit tausend Schlichen und Kniffen.

Einer der beliebtesten Kniffe ist das Schild „English spoken here!" Kommt der Amerikaner in ein Lokal mit diesem Schild, so spricht in Wahrheit kein Mensch dort englisch außer den anwesenden Amerikanern. Das ist die wahre Bedeutung des Schildes. Bei den Besitzern der Vergnügungslokale scheint die Ansicht zu herrschen, daß den Amerikanern gegenüber alles erlaubt sei, daß es seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit sei, ununterbrochen Trinkgelder zu geben und sich übervortheilen zu lassen, ohne zu mucksen. Das ist nicht bloß so in den Restaurants, sondern auch in den Sommer-Theatern. Cobb berichtet, wie viele Trinkgelder es ihm gekostet hat, bis er in so einem Sommer-Theater auf seinen Platz gelangte, und daß er dann noch ein Trinkgeld an eine schnurrbärtige ältere Frau zahlen mußte nur dafür, daß sie überhaupt vorhanden war. In einem der zahllosen Cafes, die ebenfalls nur für die harmlose Dollar-Fliege da sind, wurde ihm eine viel zu hohe Rechnung vorgelegt, die erst nach langen aufgeregten Debatten berichtigt wurde. Und dann war sie immer noch falsch und mußte zum zweiten Mal berichtigt werden. Nachher entdeckte Cobb, daß unter dem Wechselgeld sich ein falsches Fünffranc-Stück befand. In dem Fremden wird nach Cobb die Vorstellung entdeckt, als ob ganz Paris ständig Cancan tanze. Dabei ist der Pariser, wie alle Franzosen, der sparsamste aller Menschen. Wenn man erst hinter diese Thatsachen gekommen ist, begreift man, warum der Schutzpatron der Franzosen St. Denis ist. Von ihm erzählt die Sage, er habe, als er geköpft worden war, seinen Kopf unter den Arm genommen und sei davongewandert. Das ist, meint Cobb lachend, echt französisch. Etwas wegzuwerfen, was er noch irgend wie gebrauchen könne, falle dem Franzosen eben nicht ein. Dafür ist St. Denis ein leuchtendes Beispiel und so ward er zum National-Heiligen aller Franzosen.

Aber schlimmer als die Ausraubung des Amerikaners erscheint Cobb das mit schamloser Offenheit betriebene Angebot unanständiger Photographien. Nirgends ist man vor ihnen sicher, nicht im Louvre, nicht in der Kirche von Notre Dame, nicht auf dem berühmten Père La Chaise-Kirchhof. Und überall lauern Bettler. Man setzt sich an einen der kleinen Tische eines Cafes, die in Paris auf der Straße stehen, und raucht behaglich seine Zigarre. Weniger Minuten später ist man von 4 oder 5 schäbigen Individuen belagert, mit Stöcken, die vorne einen scharfen eisernen Stachel haben. Unverwandt starren die Fünf auf die Zigarre, die der Fremde raucht, wie wann sie niemals einen Menschen gesehen hätten, der eine Zigarre raucht. Es ist lästig, überaus lästig. Alle Geberden, die den Aufdringlichen klar machen, daß sie als unangenehm empfunden werden, sind vergeblich. Sie wanken und weichen nicht. Was wollen sie? Endlich wie die Zigarre fertig geraucht ist, kommt des Räthsels Lösung. Im Augenblick wo der Fremde sie fortwirft, stürzen die Fünf auf den Stummel. Jeder versucht, ihn mit seinem Stock aufzuspießen, bis es einem von ihnen gelingt. Die Leute machen ein Gewerbe daraus, Zigarrenstummel zu sammeln; diese werden gereinigt, getrocknet und zu billigem Pfeifentabak verarbeitete oder zu Schnupftabak. Aber ist es ein Vergnügen für den Fremden in Paris, wenn er nicht mal in Ruhe öffentlich seine Zigarre rauchen kann? Cobb hofft, daß der Tag kommen wird, wo der Fremde all dieses Ungeziefer mit einer großen Insektenpulspritze verjagt. Dabei muß der Fremde sich hüten, in Restaurants oder Cafes eine Zigarre zu kaufen. Er fordert eine gute gangbare Sorte, mit „Leibbinde" ,und erhellt sie für einen theuren Preis; aber wenn er sie angezündet hat, merkt er, daß er wieder hineingelegt worden ist. Man hat ihm eine schlechte Zigarre verkauft, die in die Leibbinde einer guten gekleidet worden ist.

So weit Cobbs humorvolle Beobachtungen, die sich völlig mit denen unzähliger anderer Fremder in Paris decken — nicht bloß Amerikaner. Auch Deutsche und die Angehörigen anderer Nationen machen genau die gleichen Erfahrungen. Aber was ist dagegen zu thun? Paris bietet im Sommer so unendlich viele andere Zerstreuungen und interessante Sehenswürdigkeiten, daß ein Besuch immerhin lohnend ist. Ich denke z. B. an „la petite Parisienne." Man muß eben den Lokalen aus dem Wege gehen, die als Fliegenfallen bekannt sind. Jemand schlug einmal vor, ein Verzeichniß dieser Fliegenfallen aufzustellen und auf allen Dampfern auszulegen. Das ist ein praktischer Vorschlag. Aber auch das läßt kaum die Hoffnung zu, daß der Dummen weniger werden. Ich habe so eine Fliege unter meinen intimsten Freunden in New York. Allsommerlich fährt er in die alte Heimath. Doch es würde ihm nicht im Thraum einfallen, über Hamburg oder Bremen zu reisen. Er reist nur bis Cherbourg und dann unfehlbar nach Paris, wo er in jedes Spinnennetz hineinplumpst, das es überhaupt giebt. Und fast immer ist es Mademoiselle Spiderette, wie Cobb sich ausdrückt, die ihn zunächst anlockt. Einmal schleudert er einen der Boulevards entlang, als er in einem Barbierladen eine reizende Mademoiselle oder Madame an der Kasse sitzen sieht. Sofort beschloß er, sich hier rasieren und frisieren zu lassen.

Man empfing ihn mit den üblichen tadellosen Verbeugungen. Die Venus an der Kasse lächelte ihn an und warf ihm einen warmen Blick zu — so behauptete er, als er mir das erzählte Dann nahm man sein Gesicht und sein Haupthaar vor. Während er unter Messer, Scheere und Kamm war, richtete der Barbier ein sprachliches Schnellfeuer auf ihn. Freund Oskar (so will ich ihn nennen) verstand kaum die Hälfte davon, dieweil er wohl etwas Französisch aber wenig Pariserisch versteht — was nämlich ein gewaltiger Unterschied ist, etwa wie Berlinisch und Deutsch. Zum Beispiel: welcher Amerikaner, selbst wenn er deutsch versteht, würde verstehen, wenn ihm ein Berliner sagt: „Det Mächen mecht' ick in'n Kaffee stippen!" Nicht mal ein Süddeutscher würde verstehen, daß es gleichbedeutend ist mit zum fressen gern haben. Doch um auf Oskar zurückzukommen. Da er das Pariserisch seines Barbiers nicht verstand, sich aber keine Blöße geben mochte, antwortete er einfach „Oui!" Das kann er mit einem geradezu parisischen Akzent aussprechen. Wenn er „oui!" sagt, kann man ihn für einen geborenen Pariser halten. Endlich war er fertig. Er trat an die Kasse, wo die reizende Kassirerin doppelt lieblich lächelte, ihm einen doppelt heißen Blick aus ihren schwarzen Augen zuwarf, also daß Oskar schmolz wie Speiseeis an der Sonne, und ihm ein umfangreiches Packet einhändigte. Gleichzeitig flötete sie (reizende weibliche Wesen flöten immer): „Monsieur, je vous demande 25 francs!" Oskar hörte sofort auf zu schmelzen. Er gefror geradezu. Unter Zusammenraffung seines gesammten Französisch bat er um Aufklärung, wie er für Rasiren und Haarschneiden 25 Frcs. zu zahlen habe. Da gestand man ihm, daß ihm der Barbier während des Barbierens eine ganze Reihe Toilettenartikel angeboten habe, und er habe doch stets mit „oui!" geantwortet. Was sollte Oskar machen? Gute Miene machte er zum bösen Spiel und zog wie ein begossener Pudel ab. Er hatte das niederschmetternde Bewußtsein, fürchterlich über den Löffel barbiert worden zu sein — wie unzählige Andere vor ihm. Aber nichts wird ihn abhalten, sich in gleicher Weise in Paris wieder barbieren zu lassen. Diesen Sommer war er abermals da. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges bekam ich die übliche Ansichtskarte von ihm mit einer ebenso berauschenden wie luftig gekleideten jungen Dame darauf und darunter stand: „Es gibt nur ein Paris und sein Name ist Madeleine." O Oskar! Jetzt hat ihn das himmlische Strafgericht für seine sündhafte Pariserei ereilt. Er gehört zu den Amerikanern, die der Krieg drüben überrascht hat, und sitzt in der alten Heimath fest, wo er sich (wie er schreibt) von Fallobst nährt.

O. F. Urban.